

**Jürgen Schmidt, Arbeiter in der Moderne. Arbeitsbedingungen, Lebenswelten, Organisationen, Campus Verlag, Frankfurt/New York 2015, 283 S., kart., 29,90 €, auch als E-Book erhältlich.**

Ein Gespenst geht um in der westlichen Welt, das Gespenst des xenophoben, rechtspopulistischen Arbeiters. Wenn es um die Erklärung der Erfolge von Donald Trump, des »Brexit« oder der AfD geht, weisen politische Beobachter gegenwärtig gerne auf diesen Typus hin. Dabei schienen Arbeiter doch längst von der Bildfläche verschwunden. Jürgen Schmidt nimmt sich der These vom Verschwinden der Arbeiter in seiner »Einführung« (S. 11) in die Arbeitergeschichte an, die zugleich für »[z]entrale Aspekte der Arbeitsgesellschaft im 21. Jh. [...] eine historische Tiefenverortung« liefern soll, wie es auf der Buchrückseite heißt. Die heutige Situation deutet er als Paradox: »Arbeiter sind auch heute noch Arbeiter, doch als Kategorie zur Beschreibung der westlichen Gesellschaften spielen sie kaum noch eine Rolle.« (S. 27) Mit dieser Differenzierung zwischen Arbeiter als Sozialtypus und »Arbeiter« als diskursivem Konstrukt ist eine selbstreflexive Ebene in die Arbeiterhistoriografie eingeführt. Sie kann sich als sehr fruchtbar erweisen, wirft sie doch die Frage auf, welche Rolle »Arbeiter« für das gesellschaftliche Selbstverständnis spielen. Diese diskursive Perspektive ist in Schmidts Definition mitreflektiert: Arbeiter seien körperlich-manuell tätig, abhängig beschäftigt, staatlich und privatwirtschaftlich von anderen Gruppen abgegrenzt und entwickelten eigene soziokulturelle Milieus samt kultureller Identität (S. 13). Ohne weitere Erklärung entfällt das entscheidende dritte Kriterium, die gesellschaftliche Zuschreibung, in seiner folgenden »Grunddefinition« (S. 14) jedoch. Dies verengt den Blick auf Arbeiter als Sozialtypus, tendenziell gar auf den sozialistisch organisierten (»Milieu«) Industriearbeiter (»Körperlichkeit«). Hinsichtlich der übrigen Kriterien zeigt sich im Verlauf des Buches, dass sie spätestens seit dem »Strukturbruch« der 1970er-Jahre transformiert oder gar aufgelöst wurden. So ist zweifelhaft, ob Arbeiter tatsächlich noch Arbeiter sind. Schmidt weicht diesem Problem jedoch aus, wenn er seine vorhandenen konstruktivistischen Einsichten geradezu essentialistisch (»Arbeiter gab es schon immer, und sie bildeten die Mehrzahl der Gesellschaft.«, S. 15) einhegt.

Dabei kann das Buch durchaus als Plädoyer für einen neuen Arbeiterbegriff gelesen werden. So skizziert Schmidt gleich zu Beginn Arbeitergeschichte als ein offenes, differenziertes und anschlussfähiges Feld, das von alltags-, gender-, kultur- und globalgeschichtlichen Perspektiven profitieren kann. Als Kontrastfolie dient ihm die »alte« Sozialgeschichte mit ihrem Faible für freie Lohnarbeit, Klasse und Organisation. Völlig verworfen wird sie freilich nicht. So erinnern Auswahl und Abfolge der vier Hauptkapitel – »Lebenswelt und Milieus – Arbeiterleben«, »Arbeit, Arbeitsverhältnisse und Arbeitsbeziehungen«, »Kultur der Arbeit, Arbeiterkultur und Arbeiterbewegungskultur«, »Organisationen, Organisationskosmos und Deutungsmuster« – an die teleologische Trias Lage-Bewusstsein-Verhalten. Schon die Kapitelüberschriften zeigen aber, dass jedem Gegenstand viele Facetten, und damit das Potenzial zu Autonomie, Eigenlogik und Eigenzeitlichkeit innewohnen. Sehr gut gewählt ist schließlich das Begriffspaar Inklusion-Exklusion, mit dem Schmidt die alte Arbeitergeschichte neu erschließen will, und zwar hauptsächlich am deutschen Beispiel der Jahre 1830 bis 1970.

Kapitel 2 bietet eine auf Statistiken gestützte Vermessung der Arbeiterschaft, die das bekannte Bild (stark gesunkene Zahl der Arbeiter, konsumgesellschaftliche Integration, Unterrepräsentanz im Bildungsbereich) bestätigt. Deutlicher wird der Bruch mit dem Modernisierungsparadigma in Kapitel 3. Hier verfolgt Schmidt zunächst die Begriffsgeschichte von Arbeit bis in die Antike zurück und weist so das seit den 1970er-Jahren infrage gestellte Normalarbeitsverhältnis als moderne Ausnahme aus. Die Arbeitsverhältnisse hätten sich ebenfalls nicht pauschal verbessert: Arbeitszeitverkürzung gehe mit Arbeitsverdichtung einher, und der Fordismus trete wie zuvor der Patriarchalismus als Herrschaftsanspruch den Arbeitern entgegen. Dennoch sei es zu einer Verrechtlichung der Arbeitsbeziehungen gekommen, und Mitbestimmung habe sich auch als ökonomisch sinnvoll erwiesen. Zu Recht verweist Schmidt auf die Bedeutung des Staats bei der Sicherung der Arbeitnehmerrechte. Denn Zwangs- und Sklavenarbeit seien mit dem Kapitalismus vereinbar, und nicht jede Arbeit werde als solche anerkannt, vor allem, wenn

sie hauptsächlich von Frauen ausgeführt wird. In Kapitel 4 unterscheidet Schmidt die Basiskategorie Kultur der Arbeit von Arbeiter- und Arbeiterbewegungskultur, um sie dann im Raster Subkultur-Gegenkultur-proletarische Öffentlichkeit zu verorten. Am Beispiel von Volksfesten kann er so zeigen, wie Interessen von Arbeitern und der Arbeiterbewegung zuweilen konfligierten. Insgesamt sei aber auch letztere auf Integration hin ausgelegt gewesen. Kapitel 5 verdeutlicht, dass die Schaffung von Arbeiterorganisationen nicht der historische Normalfall ist. Der Aufbau von Gewerkschaften, Genossenschaften und Parteien sei kontextabhängig, voraussetzungsreich – und reversibel. Sehr klar arbeitet Schmidt heraus, wie bedeutend hierbei komplexitätsreduzierende, mobilisierungsfähige Deutungsmuster – er spricht hier treffend von sozialer Ungleichheit als »Ideologie-Motor« (S. 222) – und die Schaffung einer eigenen Öffentlichkeit sind. Erkennbar wird, dass auch erfolgreiche Organisationsarbeit Kosten verursacht, denn Binnenhomogenisierung gehe mit Außenabgrenzung bis hin zur Abkapselung einher. Jedoch droht bei Schmidts Betrachtungsweise, Inklusion als neues Telos gesetzt zu werden. Deren Kosten, wie etwa der Verzicht auf die Beschreibungskategorie »Arbeiter« samt der dann möglichen Besetzung durch Rechtspopulisten, können aus dem Blick geraten. Schmidt ist zuzustimmen, dass der Klassenbegriff hier Abhilfe verspricht, da er soziale Ungleichheit sichtbar macht. Allerdings setzt er dies nicht mit letzter Konsequenz um. So bleibt etwa das Volksparteienkonzept unhinterfragt. Sein Hinweis, die Arbeiterbewegung, 1848 als Volksbewegung entstanden, sei erst durch Ausgrenzung zur Klassenpartei SPD geworden, bevor sie sich nach Godesberg zur Volkspartei weiterentwickelte (S. 237), evoziert das Motiv der Heimkehr des verlorenen Sohns. Sinnvoll wäre stattdessen, den Begriff Arbeitnehmer in die Analyse einzuführen, der bei der Ablösung des Arbeiterbegriffs eine zentrale Rolle spielte. Dieses Desiderat kann eine Einführung freilich nicht schließen.

Trotz einiger Schwächen ist Jürgen Schmidt eine facettenreiche, gut geschriebene Einführung gelungen, die zum Nachdenken anregt. Mit Blick auf einen »postmodernen« Arbeiterbegriff wäre etwa zu überlegen, auch »Körperlichkeit« zu historisieren, oder »Arbeiter« unter Rückgriff auf ein Klassenkonzept positionell zu bestimmen.

*Stefan Wannenwetsch, Tübingen*

**Zitierempfehlung:**

Stefan Wannenwetsch: Rezension von: Jürgen Schmidt, Arbeiter in der Moderne. Arbeitsbedingungen, Lebenswelten, Organisationen, Campus Verlag, Frankfurt/New York 2015, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 57, 2017, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81800>> [28.2.2017].